

Vorbemerkung

Die Idee für das vorliegende Buch entstand im Laufe des Jahres 2004, die Gesamtkonzeption nahm Ende desselben Jahres konkrete Formen an. Dass der Band innerhalb eines Zeitraums von weniger als zwölf Monaten realisiert werden konnte, ist zunächst der großen Disziplin der beteiligten Autorinnen und Autoren zuzuschreiben, denen hier an erster Stelle mein herzlichster Dank gilt. Ebenso danke ich Frau Emig-Roller vom Verlag für Sozialwissenschaften für die Aufnahme des Buchs in das Verlagsprogramm und die gute Zusammenarbeit.

Bei Projekten dieser Art sind in der redaktionellen Phase viele inhaltliche Detailfragen zu klären, die Nicole Zillien, Thomas Grund und Thomas Lenz in akribischer und vorbildlicher Weise gelöst haben. Ich möchte deren Engagement an dieser Stelle besonders hervorheben. Dank auch an Sabine Wollscheid, Tobias Schlömer und Christian Gerhards, die insbesondere in der Schlussphase dem Herausgeber mit Rat und Tat zur Seite standen.

Trier, im Oktober 2005

Michael Jäckel

Einleitung – zur Zielsetzung des Buches

Michael Jäckel

Wer den Diskurs über die moderne Gesellschaft aufmerksam beobachtet, wird zunächst feststellen, dass diese ein Problem mit ihrer Selbstbeschreibung hat. Jeder der mittlerweile zahlreichen Vorschläge (vgl. die Beiträge in Schimank/Volkman 2000) kann sich skeptischer Einwände sicher sein. Nun sind zusammengesetzte Gesellschaftsbegriffe wie ‚Informationsgesellschaft‘, ‚Risikogesellschaft‘ und auch ‚Mediengesellschaft‘ in erster Linie in bestimmten (zumeist wissenschaftlichen) Kontexten entstandene Hervorhebungen bestimmter Beobachtungen, die notgedrungen verkürzen, weil sie im Zuge des Hervorhebens bestimmter Merkmale andere vernachlässigen. Die Aufforderung zu differenzieren ist in der Regel das Resultat einer überzeichneten Verallgemeinerung bestimmter Verhältnisse. Wer auf Gemeinsamkeiten oder dominante Strukturmerkmale hinweist, muss den Hinweis auf die Unterschiede einkalkulieren; wer der Differenzierung allzu große Bedeutung zuschreibt, wird mit Fragen nach der Integration konfrontiert oder aufgefordert, die Grenzen von Individualisierungsschüben zu benennen. Schimank weist im Rahmen seiner Einführung zu Theorien gesellschaftlicher Differenzierung darauf hin, dass die Entstehung von Rollenvielfalt sowohl die Konsequenz als auch die weitere Voraussetzung von gesellschaftlicher Vielfalt gewesen ist. Vor dem Hintergrund dieser Entwicklung wird nicht erst in den letzten Jahren auf Folgen hingewiesen, die als Ergebnis eines institutionalisierten Individualismus nicht von allen gewollt waren, beispielsweise: „Immer mehr Gesellschaftsmitglieder schlagen sich mit immer beschränkteren ‚Tunnelblicken‘ durchs Leben; und wer hat dann eigentlich noch den Überblick über die Ordnung des gesellschaftlichen Ganzen?“ (Schimank 2000, 11)

Naturwissenschaftler und Sozialwissenschaftler betonen, dass Leben bzw. Gesellschaft viel zu komplex ist, um als Einheit überhaupt wahrnehmbar zu sein. Eine Pluralität der analytischen Vorgehensweise ist insofern nur konsequent. Die Geschichte der Soziologie zeigt ebenfalls, dass es eine einheitliche Perspektive auf die wissenschaftlichen Grundlagen der Disziplin einerseits und ihren Beobachtungsgegenstand andererseits nie gegeben hat. Daher ist eher von einem „Kult der Einheitswissenschaft“ (Münch 2002, S. 9) zu sprechen. Dem Paradigmenstreit in den Sozialwissenschaften hält Münch entgegen: „Jeder dieser Versuche bedeutet letzten Endes immer, dass eine spezifische Sicht auf die soziale Welt fälschlicherweise für das Ganze gehalten wird [...]“ (ebenda, S. 9)

Als René König seinen Vorschlag einer Soziologie als Einzelwissenschaft präsentierte, wählte er eine Formulierung, die bis heute neugierig macht: Es sollte eine Soziologie sichtbar werden, „die nichts als Soziologie ist“ (König 1967, S. 8), weil sie sich als empirische Einzelwissenschaft konstituieren solle. Dies ermögliche „die wissenschaftlich-systematische Behandlung der allgemeinen Ordnungen des Gesellschaftslebens, ihrer Bewegungs- und Entwicklungsgesetze, ihrer Beziehungen zur natürlichen Umwelt, zur Kultur im allgemeinen und zu den Einzelgebieten des Lebens und schließlich zur sozial-kulturellen Person des Menschen.“ (ebenda, S. 8) Heute neigt man dazu, die darin angelegte Vielfalt der Aufgaben einer Mikro-, Meso- und Makroebene zuzuordnen, was nicht unbedingt zu einer höheren Transparenz des Beobachtungsgegenstands beiträgt. Wie auch immer ein solch umfassendes Programm beschrieben wird – ein gelegentliches Wildern in Randgebieten und Nachbardisziplinen wird sich kaum vermeiden lassen. Für die hier darzustellende Bindestrich-Soziologie gilt dies auch. Es gibt, so könnte man überspitzt formulieren, nicht nur eine Vielfalt der Beobachtungen, sondern auch eine Pluralität der Auffassungen, wie man jene Wissenschaftler nennen soll, die diese Beobachtungen machen: Medienwissenschaftler, Kommunikationsforscher, Wirkungsforscher usw. Eine weitere Besonderheit resultiert daraus, dass den Medien eine Doppelfunktion zukommt: Sie werden nicht nur als gesellschaftliche Einrichtung analysiert, sie liefern quasi selbst tagtäglich Beschreibungen von Gesellschaft, die mit sozialwissenschaftlichen Diagnosen konkurrieren.

Der hier gewählte Weg ist dennoch kein Kompromiss, sondern der konsequente Versuch, die Zusammenführung von Medien + Gesellschaft analytisch unter Vorgabe des Verbindungsglieds zu beschreiben. Das ist in manchen Fällen auf der begrifflichen Ebene leicht realisierbar (z.B. Medien und soziale Konflikte), in anderen Fällen ist die Verknüpfung weniger evident (z.B. Medien und Kritik). Dennoch wird dieser Weg hier beschränkt: eine Einbindung von Medien in eine soziologische Perspektive. Der zugrunde gelegte Medien-Begriff ist dabei nicht der umfassende, auch alle symbolisch generalisierten Medien (z.B. Geld, Sprache, Macht) einschließende, sondern jener, der auch intuitiv damit assoziiert wird: auf technische Verbreitungsmittel, die ein disperses Publikum erreichen können, bezogen.

Die Zusammenführung von Medien + Gesellschaft soll zunächst nur betonen, dass die Verfasstheit moderner Gesellschaften mit der Existenz von Massenmedien und -kommunikation eng verflochten ist. Wenn Joas die Aufgabe der Soziologie darin sieht, die „Arten und Weisen, wie das menschliche Leben sozial organisiert wird“ (2001, S. 14), zu untersuchen, dann kann dies im vorliegenden Zusammenhang als Aufforderung verstanden werden, nach Strukturmerkmalen zu suchen, die dem Vorhandensein von über Massenmedien verbreiteten Angeboten zuzuschreiben sind. Das kann auf der Mikroebene die Allokation von Zeit, die (kollektive) Suche nach Vorbildern oder die Bezugnahme auf Themen sein, deren (wenn auch nur rudimentäre) Kenntnis Kommunikation unter Fremden leicht möglich macht; auf

der Makroebene können geteilte Wirklichkeitsvorstellungen, „Einheits“-suggestionen wie öffentliche Meinung oder als dysfunktional eingestufte Phänomene wie Wissensillusionen durch Informationsüberlastung genannt werden.

Andererseits erzeugt die Existenz von Massenmedien, das Stattfinden von Massenkommunikation, Bedingungen, die eine spezifische Strukturiertheit von Gesellschaft ermöglichen. Sozialwissenschaftliche Stichworte sind hier z.B. Nationalstaatlichkeit, Demokratie, funktionale Ausdifferenzierung oder Globalisierung.

Der vorliegende Band präsentiert Überblicksbeiträge, die sich an der gerade formulierten Zielsetzung orientieren: Grundbegriffe der Soziologie werden in Verbindung mit dem Medien-Begriff (und das heißt: als unabhängige, abhängige oder intervenierende Größe) erörtert. Jedem Beitrag ist eine Zusammenfassung vorangestellt, so dass im Folgenden nur wenige Hinweise auf den Inhalt gegeben werden.

Dass die Notwendigkeit der hier verfolgten Verbindung von Medien und Gesellschaft bereits in den Anfängen der Soziologie gesehen wurde, zeigen Michael Jäckel und Thomas Grund anhand einer Spurensuche unter den Klassikern des Fachs, bevor sich Jan D. Reinhardt der Diskussion einer sehr zentralen Aufgabe widmet: dem Zusammenhang von Medien und Identität, der offensichtlich aus einem komplexen Mixtum von Selbst- und Fremdthematizierungen hervorgeht. Ebenso komplex ist das Verhältnis der Medien zu ihren Nutzern und umgekehrt geworden. Thomas Döbler fokussiert dabei insbesondere die Notwendigkeit sozialer Differenzierungen und macht damit gleichsam auf einer spezifischen Ebene deutlich, dass von Einheit keine Rede sein kann. Das gilt vice versa auch für das Reden über Medien und das Reden in Medien. Joachim Höflich zeigt, wie sehr Medien und interpersonale Kommunikation miteinander verwoben sind und in vielfältiger Weise über den Bereich der Massenkommunikation hinausweisen und neue Interaktionskontexte generieren. Ungeachtet dessen ist die in den Medien „gespiegelte“ Wirklichkeit das am häufigsten thematisierte Wirkungspotenzial, das Angela Keppler unter Rückgriff auf eine nahe liegende Tradition der Wissenssoziologie behandelt. An diese Thematik schließt sich Herbert Willems nahtlos an, in dem er Medien als ein weites Feld von Inszenierungen sozialer Rollen beschreibt, zugleich aber ein dialektisches Verhältnis zu den von Publika generierten Kulturen identifiziert. Es sind aber nicht nur diese gegenseitigen Konstruktionen von Wirklichkeit, die eine bestimmte Form von Medieneinfluss hervorbringen, sondern gerade auch die zahlreichen Formen abweichenden Verhaltens, die wesentlich mit zu einem Unbehagen an der Moderne beitragen. Waldemar Vogelgesang macht dies unter anderem an spektakulären Einzelfällen deutlich, löst sich aber von den klassischen Erklärungsansätzen, insbesondere in Bezug auf den Zusammenhang von Medien und Gewalt.

Dass Massenmedien sukzessive eine neue symbolische Umwelt mit vielfältigen Anschlussmöglichkeiten geschaffen haben, hat auch zu der Frage geführt, welche Kultur damit auf Dauer gestellt wird. Dieses Thema ist sehr eng mit dem Diskurs um die Moderne verknüpft und wird von Rainer Winter gerade auch im Kontext

von Modernisierungstheorien veranschaulicht. Überlagert wurde diese Debatte stets von einer Medienkritik, die sich letztlich als spezielle Variante einer Gesellschaftskritik beschreiben lässt. Hier knüpft Udo Göttlich mit seinem Beitrag an und skizziert, wie Medien nicht nur Anlass für Kritik, sondern mehr und mehr Forum und Reflexionsinstanz dieser Kritik werden.

Die bis hierhin dargestellten Beiträge verdeutlichen bereits die Notwendigkeit einer dynamischen Betrachtungsweise. Besonders hervorgehoben wird diese Perspektive durch Hans-Jürgen Bucher und Amelie Duckwitz, die für eine engere Verzahnung von Medientheorien und soziologischen Konflikttheorien plädieren, weil soziale Konflikte in zunehmendem Maße ohne die Zwischenschaltung von Medien kaum noch vorstellbar sind. Dies gilt auch für den Zusammenhang von Medien und sozialem Wandel, den Richard Münch und Jan Schmidt im Sinne einer Dynamik der Kommunikationsgesellschaft wechselseitig induziert betrachten.

Eine Mediensoziologie, die ihre Verbindung zu Phänomenen sozialer Ungleichheit nicht unterstreicht, würde eine Lücke hinterlassen. Die so genannte Knowledge Gap-Hypothese ist eine Kluft, die auf unterschiedliche Formen der Mediennutzung zurückgeführt wird. Nicole Zillien und Thomas Lenz greifen diese Diskussion auf und führen die Ungleichheitsdebatte mit Blick auf Medien bis in die Gegenwart fort. Dagegen wirkt die Kontroverse um die gesellschaftliche Integrationsleistung der Medien teilweise von Leitvorstellungen dominiert, die auf Grund dieser Heterogenität den Medien permanent als dringlicher Auftrag mitgegeben wird. Michael Jäckel zeichnet nach, wie diese Integrationsleistung gesehen und beurteilt wird. Manfred Mai zeigt ebenfalls, dass das gegenwärtige Mediensystem sowohl durch ökonomische als auch durch normative Leitbilder gekennzeichnet ist und dadurch einem permanenten Zielkonflikt unterliegt.

Für dieses Mediensystem ist in historischer Perspektive wesentlich, dass es sich gegenüber dem politischen System emanzipiert und über die Installation einer Dauerbeobachtung unterschiedlichster Teilbereiche der Gesellschaft zu einem Strukturwandel der Öffentlichkeit beigetragen hat. Der Beitrag von Kurt Imhof stellt diese Veränderungen dar. Michael Jäckel diskutiert im Anschluss die Frage, wie angesichts der heutigen Bedeutung von Medien für moderne Gesellschaften deren Relation zu Macht eingeordnet werden kann. Zum Strukturwandel des Mediensystems gehört auch die Ausdifferenzierung auf technischer Ebene. Die damit verbundenen Herausforderungen werden von Christian Stegbauer zunächst im Kontext der Diskussion um soziale Netzwerke aufgegriffen, dann aber mit Bezug auf ‚vernetzte‘ Medienstrukturen betrachtet. Noch weiter gehen die Überlegungen von Udo Thiede, der über die Darstellung von computerbasierten Interaktionsmedien die Konturen einer neuen sozio-technischen Umwelt skizziert. Diese Umwelt kann sich über neue Informations- und Kommunikationstechnologien, aber auch auf dem Hintergrund ‚klassischer‘ Verbreitungsmedien entwickeln. Unter der Überschrift „Medien und Transnationalisierung“ beschreiben Tanjev Schultz und Hartmut Weßler

soziale Erscheinungsformen, die sich aus der Tatsache weltumspannender Medienangebote ergeben können und betten in diese Erörterung eine kritische Reflexion der Globalisierungsdebatte ein. Den Sammelband schließt ein Beitrag von Cornelia Bohn ab, die sich weniger den Herausforderungen einer Vielfalt des Mediensystems, sondern eher den damit einhergehenden begrifflichen Mehrdeutigkeiten des ‚Medien‘-Begriffs widmet.

Mit dieser Konzeption einer ‚Mediensoziologie‘ soll dokumentiert werden, dass die Erforschung einer Gesellschaft, die nolens volens heute zu einem guten Teil um diese Institutionen der Beobachtung und Vermittlung ‚gebaut‘ ist, eine lohnende und ernst zu nehmende Herausforderung darstellt. Ebenso gilt, dass dies nicht aus einer bestimmten Perspektive erfolgen muss, sondern ganz im Sinne der Tradition des Faches Soziologie aus einem „Netzwerk unterschiedlicher Paradigmen“ (Münch 2002, S. 11). Schließlich soll auf diese Weise auch dokumentiert werden, dass Max Webers Hinweise auf ein „erst in den Elementen bebautes Gebiet soziologischer Arbeit“ zwar mit Blick auf das Pressewesen und seine Macht formuliert wurden, aber doch in einer generelleren Form zutreffend sind. Daher sei eine leichte Abwandlung einer Weberschen Aussage aus dem Jahr 1910 an dieser Stelle erlaubt: „Denken Sie sich die [Medien] einmal fort, was dann das moderne Leben wäre, ohne diejenige Art der Publizität, die die [Medien] schaff[en].“ (in Anlehnung an Weber 1999 [zuerst 1911], S. 148)

Literatur

- Joas, Hans (2001): Die soziologische Perspektive. In: Joas, Hans (Hrsg.): Lehrbuch der Soziologie. Frankfurt am Main, S. 11-38.
- König, René (1967): Einleitung. In: König, René (Hrsg.): Soziologie. Umgearbeitete und erweiterte Neuauflage. Frankfurt am Main, S. 8-14.
- Münch, Richard (2002): Soziologische Theorie. Band 1: Grundlegung durch die Klassiker. Frankfurt am Main, New York.
- Schimank, Uwe (2000): Theorien gesellschaftlicher Differenzierung. 2. Auflage. Opladen.
- Schimank, Uwe; Volkmann, Ute (Hrsg.) (2000): Soziologische Gegenwartsdiagnosen I. Eine Bestandsaufnahme. Opladen.
- Weber, Max (1999): Zu einer Soziologie des Zeitungswesens. [Zuerst 1911]. In: Gottschlich, Maximilian; Langenbucher, Wolfgang R. (Hrsg.): Publizistik- und Kommunikationswissenschaft. Ein Textbuch zur Einführung. Wien. (Studienbücher zur Publizistik- und Kommunikationswissenschaft, Band 1), S. 148-154.